



Leseprobe aus Schwabe, Eskalation und De-Eskalation in Einrichtungen der
Jugendhilfe, ISBN 978-3-7799-6007-2

© 2019 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?
isbn=978-3-7799-6007-2](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6007-2)

Zur Einführung: Jugendhilfe und Gewalt – ... auch in Einrichtungen der Jugendhilfe

Zusammenfassung

Die Einführung skizziert zentrale Diskursstränge in der gegenwärtigen Debatte um Jugendhilfe und Gewalt (1). Sie entwickelt die theoretischen und pädagogisch-praktischen Grundpositionen des Buches, das sich mit einem Ausschnitt aus dieser Debatte beschäftigt: Eskalationen und De-Eskalationen von (potentiell) gewalttätigen Konflikten in Einrichtungen der Jugendhilfe (2). Der Autor stellt seine persönliche Betroffenheit und Geschichte mit diesem Thema vor (3). Es folgen Hinweise zum Lesen des Buches und seiner Anwendung für die sozialpädagogische Praxis der Jugendhilfe (4).

1. Gewaltdebatten in der Jugendhilfe

Gewalttaten, die von Kindern und Jugendlichen ausgeübt werden, haben in den letzten Jahren viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen: in der Jugendhilfe selbst, aber auch in der breiten Öffentlichkeit: Mölln und Solingen sind zu Chiffren des Schreckens geworden, die Wut, Betroffenheit und Ohnmacht ausgelöst haben. „Der Krieg auf den Straßen“ (Farin/Seidel-Pielen 1992) führt nicht nur zu schweren Verletzungen bei Mitgliedern rivalisierender Jugendgangs, sondern gefährdet auch das Leben unbeteiligter Passantinnen. Neben der Debatte um den gesetzlichen Anspruch auf einen Kindergartenplatz und die jetzt erst ins Bewusstsein tretende dramatische Zunahme von Jugendarbeitslosigkeit (bzw. des Mangels an Ausbildungsplätzen) ist es den Vorfällen jugendlicher Gewalt ‚gelungen‘, Kindheit und Jugend zu einem sozialpolitischen Thema zu machen, das weit über Fachkreise hinaus heftige Diskussionen angeregt hat. Voyeuristische Interessen, das scheußlich-schöne Entsetzen über „Schläger mit den Kindergesichtern“ (*Bild* vom 4.3.1995) haben von Anfang an dazugehört. Genauso wie Häme darüber, dass manche der Täter sich aktuell oder in der Vergangenheit in Einrichtungen der Jugendhilfe befunden haben. Von der Jugendhilfe werden häufig Patentrezepte verlangt, wie solchen Gewalthandlungen schlüssig begegnet werden kann bzw. wie unterschwellige Gewaltbereitschaft dauerhaft zu ‚entschärfen‘ sei. Wenn dieses Ansinnen von der Jugendhilfe als unfachlich abgelehnt wird, fordern u. a. Politiker populistische Maßnahmen wie ‚geschlossene Unterbringung‘, Arbeitslager oder nächtliche Ausgangsverbote für Jugendliche. Die Jugendhilfe hat gut daran getan, eine differenzierte Fachdebatte über das Thema ‚Gewalt‘ zu führen. Wie immer, wenn diskursive Komplexität erzeugt wird, droht allerdings die Gefahr, dass die sich immer weiter verzweigenden Debatten sowohl untereinander den Kontakt als

auch den Anschluss an die sozialpädagogische Praxis verlieren, von dem Kontakt mit der Öffentlichkeit ganz zu schweigen: Mindestens sechs, zum Teil miteinander verschlungene Diskursstränge haben sich in den letzten Jahren entwickelt (vgl. den ausgezeichneten und ausführlichen Einführungsaufsatz zum Thema von Thiersch 1995).

1.1 Jugendgewalt auf dem Hintergrund struktureller Gewalt

Jugendhilfe betrachtet individuelle Gewalthandlungen von Kindern und Jugendlichen im Kontext struktureller Gewalt. Beispielhaft schrieb die IGfH: „Die Konsequenzen struktureller Gewalt lassen sich durch keine noch so guten Konzepte der Jugendhilfe neutralisieren. Wo Arbeitslosigkeit grassiert, beengte Wohnverhältnisse für kinderreiche Familien die Regel sind, wo gewachsene Nachbarschaften durch Sanierungen zerstört und Schlafstätten ohne soziale Infrastruktur hochgezogen werden, wo der private Autoverkehr gefördert und Kindertagesstättenplätze abgebaut werden, ist gewalttätiges Verhalten bei Kindern und Jugendlichen geradezu logisch und konsequent. Jugendhilfe darf trotz und wegen ihres Auftrages, sich um diese Kinder und Jugendlichen zu kümmern, nicht den Eindruck erwecken, Allheilmittel parat zu haben. Sich sofort und umstandslos für das punktuelle Mißlingen im Umgang mit diesem Gewaltpotential persönlich verantwortlich zu fühlen, käme einem Bewußtsein gleich, mit dem sich z. B. Förster für das Waldsterben in ihrem Revier verantwortlich glauben und vergessen, daß dieses ökologische und ökonomische Gründe zur Ursache hat, die in erster Linie politisch verantwortet werden müssen“ (Schwabe/Trede 1994). „Gewalt erscheint in diesem Kontext als Indiz unzumutbarer, entfremdeter, vergewaltigender Strukturen ...“ Und: „Gewalt – pointiert geredet – exekutiert, ... was in den Strukturen angelegt ist“ (Thiersch 1995, S. 139 f.).

Hinter diese Einsicht gilt es nicht zurückzufallen. Zugleich muss sich diese gesellschaftspolitische Position für praktische Handlungsmöglichkeiten aufschließen. Jugendhilfe kann (gewaltbereiten) Kindern und Jugendlichen Wege aufzeigen, wie (gewaltfördernde) Strukturen auch von ihnen selbst ansatzweise verändert werden können: die gemeinsame Neugestaltung von seelenlosen Pausenhöfen als Schulprojekt, die Sanierung eines Hauses mit arbeitslosen Jugendlichen, Motorrad- und Fahrradwerkstätten, die nicht nur eine größere Mobilität, sondern auch die legale Erhöhung des eigenen Taschengeldes ermöglichen, sind dafür nur einige Beispiele (ISS/IFFJ 1994; Pilz 1995; Thimm 1994).

1.2 Biografie und Psychodynamik jugendlicher Gewalttäter

Trotz der Erweiterung des Blickwinkels zu den gesellschaftlichen Bedingungen von Gewalt, kommt Jugendhilfe nicht umhin, sich auch dem einzelnen Gewalttäter zuzuwenden: Häufig wirkt dieser sprachlos, kann selbst nicht formulieren, warum er gewalttätig wurde bzw. was er stattdessen an Perspektiven bräuchte. Seine Psychodynamik, die Familiendynamik seines Herkunftssystems und die Strukturen seiner persönlichen Lebenswelt müssen nachvollzogen und verstanden werden können, um aus dieser Sackgasse herauszukommen. Dabei kann Jugendhilfe auf einen differenzierten Fundus psychologisch-pädagogischer Forschung zurückgreifen (vgl. beispielhaft: Böttger, A. 1998; Cirillo/de Blasio 1993; Heinemann/Rauchfleisch/Grüttner 1992; Lempp 1990; Schweitzer 1992; Winnicott 1988). Praktische Relevanz erhalten deren Ergebnisse, wenn sie beispielsweise in ‚Anti-Gewalt-Trainings‘ umgesetzt werden, die mit Einzelnen oder in Gruppensettings stattfinden können (Kohaus/Cladder-Mikus 1995; Petermann/Petermann 1988; Weidner 1995; Weidner/Kilb/Kreft 1997).

1.3 Sozialgeschichte der Jugendgewalt

Einen alternativen Zugang zum Thema liefern Forschungen zur Sozialgeschichte der Jugendgewalt (Hafeneger 1994; Kiebel 1989; Blessing/Liebel 1981; Simon 1996). Sie belegen, dass die Suggestion, aktuell mit einem bis dato nicht bekannten Ausmaß von Gewalthandlungen konfrontiert zu sein, so nicht stimmt. Eher scheint latente und manifeste Gewaltbereitschaft eine Konstante von Jugendkulturen zu sein, die in den unterschiedlichsten historischen Gewändern (Navaios, Edelweißpiraten, Teds und Mods, Rocker etc.) erscheint. Gewalttätiges Handeln im Umkreis verschiedener Jugendlichen -cliquen entzündet sich offensichtlich zunächst in lokalen Zusammenhängen, dehnt sich dann auf andere Sozialräume bzw. Jugendkulturen aus und führt schließlich zu einer öffentlich wahrgenommenen Gewaltwelle, die (mit oder ohne staatliche bzw. polizeiliche Intervention) auch wieder verebbt. Offen bleibt, ob es sich bei diesen zyklischen Gewalteskalationen um ein entwicklungspsychologisches Phänomen (z. B. Gewaltepisoden als notwendiges Durchgangsstadium zwischen kindlicher Außensteuerung und erwachsener Selbststeuerung) handelt oder um einen legitimen, jeweils an anderen historischen Repressionszusammenhängen entzündenden Jugendprotest, der einerseits durch Integrationsbemühungen (Integration in Arbeit, Gründung eigener Familien etc.), andererseits durch gesellschaftliche Reformen kanalisiert wird (Gewalt als gesellschaftliches Frühwarnsystem, durch das rechtzeitig begrenzte Reformen eingeleitet werden).

Praktisch bedeutsam wird dieser Forschungszweig z. B. im Zusammenhang mit ‚Abenteuer- bzw. Erlebnispädagogik‘ als einer sozialpädagogischen Me-

thode, die zugleich legale als auch aufregende Formen, die eigenen Körperkräfte, Aggressionen und Gewaltphantasien einzusetzen, anbietet (bsj 1993; Wolters 1993; Ziegenspeck 1992). Ebenso bedeutsam sind Theaterprojekte aus dem Bereich ‚Jugendkulturarbeit‘, die jungen Menschen, Tätern und/oder Opfern, ermöglichen ihre Erfahrungen mit Gewalt in gemeinsam entwickelte Stücke einfließen zu lassen. Als konkrete Orte für solche Inszenierungen kommen Jugendzentren genauso in Frage wie Jugendarrestanstalten, Heime oder Schulen. Durch den Prozess der kreativen Aufarbeitung und Transformation (siehe Kapitel VI) kann einerseits soziales Lernen (Perspektivübernahme, Absprachen treffen und Verbindlichkeiten eingehen etc.) gefördert und andererseits ein Phantasieraum eröffnet, in dem man Gewalt spielen kann, ohne jemanden real zu schädigen.

1.4 Jugendgewalt und Medien

Medien (Fernsehen, Presse, Filme) sind in doppelter Weise in das Thema Gewalt verstrickt: einerseits stilisieren sie – relativ unabhängig von der ‚tatsächlichen‘ Quantität einzelner Gewaltepisoden – diese zum Thema ‚Jugendgewalt‘, und tragen durch die mediale Inszenierung desselben, nolens volens zu seiner Ausdehnung auf andere Sozialräume bei (siehe dazu Beispiele bei Simon 1996, S. 187 ff.). Deswegen beschäftigen sich auch einige Untersuchungen ernsthaft mit der Frage, ob eine Zunahme von Gewalthandlungen von Kindern und Jugendlichen statistisch überhaupt zu belegen ist, kommen dabei aber nicht zu eindeutigen Ergebnissen (Greszik/Hering/Euler 1995; Kreuzer 1995; mit Belegen für eindeutige Steigerungsraten: Pfeiffer/Brettfeld/Delzer 1997).

„Natürlich“ geschieht die mediale Berichterstattung über Gewalthandlungen im Tenor der Skandalisierung und Abwehr einer ‚öffentlichen Gefahr‘. Andererseits sind es dieselben Medien, die die Gesellschaft täglich mit einer Flut fiktiver Gewalttaten beliefern und sich aus kommerziellen Gründen nicht scheuen, diese zu Sendezeiten zu platzieren, in denen Jung und Alt am besten erreichbar sind (Theunert 1987). Ob und wie weit Bilder von (realer und/oder fiktiver Gewalt) Kompensationen oder gar Transformationsmöglichkeiten für eigene aggressive und sadistische Impulse ermöglichen oder diese verstärken und zu deren Ausagieren im Realen ‚anstiften‘, bleibt eine spannende Diskussion, die nicht vorschnell abgebrochen werden darf (Hartwig 1986; Mosebach 1993; Rost 1994). Pädagogisch zentral scheint dabei die Frage, welche individuellen Lernerfahrungen in der familialen und öffentlichen Sozialisation vermittelt werden müssen bzw. welche gesellschaftlichen Rahmenbedingungen etabliert sein müssen, damit symbolische Gewaltdarstellungen zu ‚funktionalen Äquivalenten‘ für reales Gewalthandeln werden können (vgl. Thiersch 1995, S. 168 ff.; vgl. auch Kapitel V in diesem Buch).

1.5 Diversifizierung von Gewalt in unterschiedlichen Jugendkulturen

Programm gegenwartsorientierter Jugendkultur-Forschung ist es, unterschiedliche Cliques, die je eigene Subkulturen ausbilden und je eigene Inszenierungen und Ideologien von Gewalthandlungen entwickeln, in den Blick zu bekommen. Gewalt reduziert sich in dieser Perspektive auf eine relativ äußerliche Klammer, die so unterschiedliche Milieus und Lebenswelten wie die von Punks, Skinheads, Hooligans, Autonomen und Neonazis charakterisiert (Clarke 1979; Farin/Seidel-Pielen 1992, 1993; Heitmeyer/Peter 1988; Heitmeyer 1992; Krafeld 1992; Schröder 1992). Andere, weit spezifischere und für den Zusammenhalt der Gruppierungen relevantere Überzeugungen und Selbst- bzw. Fremdbilder werden auf diese Weise sichtbar. Sehr viel deutlicher wird dabei auch, inwieweit Jugendgewalt männliche Gewalt ist bzw. in welchen geschlechtsspezifischen Formen Mädchen und junge Frauen daran teilhaben (Diez 1985; Holtkamp/Rommelspacher 1991; Mc Robbi/Carber 1979; Rommelspacher 1994).

Von großer praktischer Bedeutung sind diese Forschungsergebnisse deshalb, weil sich ein sozialpädagogischer Zugang zu diesen Cliques und Subkulturen jeweils nur in einer spezifischen Annäherung finden lässt: Mit der Fanclub-Arbeit, dem Street work mit Punkern oder Autocrash-Kids, der Jugendclub-Arbeit mit rechtsradikalen Jugendlichen etc. haben sich inzwischen lebenswelt- und zielgruppenorientierte Formen von ‚aufsuchender Jugendarbeit‘ entwickelt, in denen für Jugendhilfe-Mitarbeiterinnen jeweils andere Hürden und Zumutungen professionell zu meistern sind (Heitmann/Klose/Schneider 1995; Krafeld 1992; Kraußlach 1978, 1981; Birtsch/Kluge/Trede 1994).

1.6 Glanz und Elend des Zivilisationsprozesses

Von grundsätzlicher Bedeutung ist die Debatte um Zustand und Folgen von Zivilisations-Standards (Elias 1969). Einerseits leben wir in Mitteleuropa in „[...] einem der gewaltärmsten Abschnitte der Geschichte unserer Gesellschaft“ (Albrecht/Backes 1990). Andererseits waren die gesellschaftlichen und strukturellen Zwänge zur Selbstdisziplinierung noch nie so groß wie heute (Foucault 1976; Thiersch 1995; S. 152 ff.). Einerseits ist es gelungen, direkte Gewaltanwendung in weiten Bereichen der Gesellschaft als nicht legitime Konfliktdurchsetzungsstrategie zu ächten und sie in einem ‚staatlichen Gewaltmonopol‘ an wenige Institutionen (Polizei, Psychiatrie, Militär etc.) und besondere Situationen zu delegieren. Andererseits wurde Gewalt noch nie so intensiv wie heute als etwas Faszinierendes erlebt, als das ‚andere der Ordnung‘, als Durchbruch zur eigenen Leidenschaftlichkeit und Vitalität, die dem Menschen im Zivilisationsprozess immer energischer ‚ausgetrieben‘ wurde: „Gewalt ist geil!“ Es fällt schwer, zwischen diesen beiden gegenläufigen Bewegungen nicht auch Zusammenhänge zu konstruieren: So könnte man mit Honig (1992) überlegen, ob die

schrittweise Humanisierung unserer aggressiven und sadistischen Impulse und Potentiale nicht so viele neue Zwänge geschaffen hat, dass die Individuen zwar oberflächlich angepasster, in ihrer Tiefenstruktur aber umso gewalttätiger geworden sind (vgl. dazu auch Engler 1995, S. 120 ff.). Wie schnell zivilisatorische Dämme brechen, ist ja in jedem Krieg, in vielen Familienkonflikten (Misshandlung, Missbrauch) und eben auch in der Jugendgewalt zu erkennen.

Aus diesem zivilisatorischen Dilemma gibt es keinen einfachen Ausweg. Auf keinen Fall sollte man frühere Epochen mit anderen Zivilisationsstandards, beispielsweise solche, in denen öffentliche Hinrichtungen von Volksmengen ‚genossen‘ werden durften, idealisieren. Aber es bleibt doch eine irritierende Anfrage, gerade an sich progressiv verstehende Jugendhilfe und Sozialpädagogik, welche ‚Politik‘ sie gegenüber unterschiedlichen Formen von körperlichen Auseinandersetzungen führen möchte: Sollen wir uns wie bisher für die immer strikere Verbannung solcher Praktiken stark machen und sowohl Erwachsenen (Eltern, Lehrern, Kolleginnen) als auch Kindern und Jugendlichen ‚predigen‘, dass nur verbale Konfliktlösungsformen gut und richtig sind? Oder müssen wir nicht auch überlegen, in welchen Formen und Räumen Kinder und Jugendliche sich z. B. nicht nur prügeln dürfen, sondern vielleicht sogar lernen, wie man sich ‚gut‘, d. h., ohne dem anderen schwere Verletzungen zuzufügen, prügelt? Denn offensichtlich hat das Verbot des Prügelns auf dem Pausenhof nicht nur dazu geführt, dass dieses Phänomen tatsächlich seltener geworden ist, sondern auch dazu, dass Kinder und Jugendliche heute nur noch über unzureichende Techniken und Rituale verfügen, wie ein körperlicher Kampf fair und risikoarm zu gestalten ist. Kommt es dann trotz der pädagogisch vermittelten Selbstzwänge zu Auseinandersetzungen, ist das Ausgangsniveau der Erregung sehr hoch und fügen sich ungeübte ‚Kämpfer‘ oftmals mehr Leid zu, als das bei ‚kampf erfahrenen‘ Kindern/Jugendlichen nötig wäre.

Solche selbstkritischen Überlegungen führen bis hin zur Frage, ob sich Jugendhilfe im Zusammenhang mit Kinderrechten für Gesetzesinitiativen stark machen soll, in denen Eltern auch das einmalige und ‚leichte‘ Schlagen ihrer Kinder per Gesetz verboten wird (wie z. B. in Schweden), oder ob man diesen zivilisatorischen Standard zwar für wünschenswert hält, aber darauf verzichtet, diesen durch Gesetzeskraft zu einem noch schärferen Selbstzwang auszubauen (vgl. Kapitel VI in diesem Buch). Als das Buch geschrieben wurde, war diese Frage tatsächlich noch offen; inzwischen ist sie entschieden, aber ein gewisses Unbehagen, ob die immer weiter fortschreitende Ächtung von Gewalt langfristig wirklich humanisierend wirkt, bleibt – zumindest bei mir – bestehen.

Diese grobe Skizzierung der wichtigsten Diskussionsstränge in der Debatte um Jugend und Gewalt muss im Rahmen dieses Buches, das sich ja nur mit einem Ausschnitt des Phänomens beschäftigt, genügen.